



Auf ein Schlückchen: Wilde Honigbienen (*Apis mellifera*) laben sich an einem warmen Sommertag an einer Wasserpflanze.

Abbildung aus dem besprochenen Band

Richtung alte Spechthöhle geht der Flug des Schwarms

Die gemeinsame Geschichte von Honigbienen und Menschen ist alt, aber der Umzug der Bienen aus ihren natürlichen Baumhöhlen in die Beuten der Imker deshalb doch nicht komplett. Es gibt sogar mehr wildlebende Bienenvölker in den Wäldern, als es Experten lange Zeit annahmen. Jürgen Tautz, emeritierter Würzburger Biologe und ausgewiesener Biene Kenner, verweist in seinem Buch auf deutsche Forscher, die in unbewirtschafteten Buchenwäldern auf eine bienenbesiedelte Spechthöhle pro fünf Quadratkilometer kamen; und Thomas Seeley, amerikanischer Doyen der Bienenforschung, fand in einem Waldgebiet



Jürgen Tautz und Ingo Arndt: „Honigbienen“. Geheimnisvolle Waldbewohner. Knebeck Verlag, München 2020. 192 S., Abb., geb., 38,- €.

im Bundesstaat New York sogar einen Bienenbaum pro Quadratkilometer. Diesen Waldbewohnern hat Tautz eine bündige Darstellung gewidmet, die entlang bestechender Bilder des Naturfotografen Ingo Arndt geschrieben ist.

Selbst angesichts der mittlerweile erreichten technischen Perfektion von Tierfotografen sind Arndts Aufnahmen bemerkenswert, insbesondere seine Aufnahmen von der Neubesiedlung einer Spechthöhle und dem Aufbau der Waben durch ein Bienenvolk.

Man sieht sie also im Bild: die an der Höhlendecke hängende Traube, aus der die weißen Waben hervorwachsen, und das unter ihr an den Wänden befestigte Netz von an den Beinen miteinander verhakten Bienen, dessen Funktion nicht geklärt ist; aber auch die Wächterbienen am Höhleneingang, neben den Ventilatorbienen, die dort für Luftzug und Duft-

markierung sorgen; die Hobelbienen, die für glatte Wände zuständig sind, auf denen die Bakterien und Pilzbefall hemmende Schicht von Propolis – gewonnen aus harzigen Knospen – aufgetragen wird; die Heizbienen, welche die Bruttemperatur aufrechterhalten; die neue Höhlen erkundenden Pfadfinderbienen; den Schwarm auf dem Weg zum neuen Heim.

Das wilde Bienenvolk trennt nicht viel von den kultivierten, aber im strengen Sinn kaum wirklich auf bestimmte stabile Verhaltensweisen oder gar morphologische Eigenschaften hin zu züchtenden Imker-Bienen. Weshalb sich auch manches in den Bienenhäusern seltsam an-

nehmende Verhalten durch den Blick auf die wilden Völker erhellen lässt, ob nun in Spechthöhlen oder in den künstlichen Baumhöhlen der Zeidler. Man müsste sie freilich noch besser kennen, um von ihnen vielleicht etwas zu lernen für die Lösung von Problemen, welche die Imker plagen. Das ist die Aussicht, mit der Tautz seine Darstellung beschließt. Das natürliche Habitat Wald, darauf verweist er auch, macht diese Erforschung aber schwierig, und erstaunlich viele Fragen – von der Lebensgemeinschaft mit Mikroorganismen in den Höhlen bis zum genauen Verständnis der Bienenavigation – sind noch offen. (hmay)

Wo Jules Verne wirklich war

Schuld war Jules Vernes Verleger Hetzel. Der kürzte das Manuskript „Die Jangada“ über eine wilde Reise auf dem Amazonas derart zusammen, dass Band zwei aufgefüllt werden musste, damit die Leser sich nicht beschwerten. Hetzel wollte dafür eine Erzählung von Verne. Der hatte aber gerade keine neue im Angebot, auch war sein Ärger über Hetzel groß. So schlug Verne stattdessen vor, den Bericht seines Bruders Paul über eine Schiffsreise in Vernes eigenem Dampfer von Rotterdam nach Kopenhagen aufzunehmen. Hetzel gefiel das nicht, aber er musste sich beugen. Zu berühmt, zu verkaufstark war sein Autor.

So passierte es, dass der Bericht – von Paul geschrieben, von Jules redigiert – gleichsam Eingang in die Weltliteratur fand. Die Brüder hatten die Reise 1881 unternommen, rein aus Vergnügen. Besonders interessant sind die Passagen über Schleswig-Holstein, denn die beiden reisten quer durch das Land – über die Eider und einen neuen Kanal, der sie bis nach Holtenau in die Kieler Förde führte, also von der Nord- in die Ostsee. Das war noch nicht der Nord-Ostsee-Kanal, wie wir ihn heute kennen, es war sein Vorläufer.

Frank Trende, Autor zahlreicher Bücher über die Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, hat Pauls Bericht jetzt wieder veröffentlicht und dazu einen Essay geschrieben, der nicht nur die Geschichte der Verne-Reise behandelt, sondern auch die des Kanalbaus. Zudem erzählt Trende von den vielen literarischen Bezugnahmen auf die Eider und auf Schleswig-Holstein. Vernes Schiffspassage sollte hundert Jahre später Arno Schmidt inspirieren. Ihm hatte es vor allem Tellingstedt angetan, der Ort, der „tellen“, plattdeutsch für erzählen, schon im Namen trägt. „Die Schule der Atheisten“ wurden daraus. Trende gewann den Jules-Verne-Biographen Volker Dehs für ein informatives Vorwort. Und aus allem machte der Verlag einen reich illustrierten und hübschen kleinen Band. FRANK PERGANDE



Frank Trende: „Jules Verne auf Eider und Kanal“. Boyens Verlag, Heide 2020. 144 S., Abb., 16,95 €.

Eine Rückkehr nach Berlin

Noam Zadoff widmet dem streitbaren Intellektuellen und Gelehrten Gershom Scholem eine exzellente Darstellung.

Auf dieses Buch hat man lange gewartet. Gershom Scholems Rang als außerordentlicher Wissenschaftler und Zeitzeuge steht außer Frage, doch zu unterschiedlich waren seine Rollen im intellektuellen Leben Deutschlands, als dass seine Gestalt eine individuelle, eigene Kontur bekommen konnte. Hier der Jugendfreund Walter Benjamins, sein Archivar, Herausgeber

Noam Zadoff: „Von Berlin nach Jerusalem und zurück“. Gershom Scholem zwischen Israel und Deutschland. Aus dem Hebräischen von Dafna Mach, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2020. 416 S., geb., 44,99 €.

und kompromissloser Interpret, dort der ebenso kompromisslose Intellektuelle, der sich aus Israel vehement einmischte in die deutschen Fragen zu Erinnerung und Wiedergutmachung, und erst zuletzt der weltberühmte, lange Zeit fast einzige Vertreter einer höchst esoterischen Randdisziplin der Religionswissenschaft: der Historiker der Kabbala, der jüdischen Mystik. Wer aber war dieser Gershom Scholem, 1897 als Gerhard in Berlin geboren, 1923 als überzeugter Zionist nach Palästina emigriert, 1982 in Jerusalem gestorben? Noam Zadoff, Religionshistoriker in München und Innsbruck, hat nun den lange überfälligen Versuch gewagt, dieser vielschichtigen Figur eine umfassende Gesamtdarstellung zu widmen, und dieser Versuch ist glanzvoll gelungen. Bereits mit dem Titel seines Buchs setzt Zadoff ein Zeichen: „Von Berlin nach Jerusalem und zurück“ ist natürlich Anknüpfung an Scholems eigene „Jugenderinnerungen“, die 1977, auf Deutsch geschrieben, als „Von Berlin nach Jerusalem“ erschienen. Doch Zadoff markiert auch so-

fort seine These, dass Scholems Leben und intellektuelle Entwicklung nicht nur die eine Richtung kannten, die Scholem ihnen geben wollte. Gerade in den späten Jahren wurden – wie problematisch auch immer – Scholems Beziehungen zu Europa und Deutschland wieder intensiver, bis hin zum Aufenthalt in der Heimatstadt als erster Fellow des neugegründeten Wissenschaftskollegs Berlin, im Spätherbst 1981, den er wegen der letzten Krankheit dann abbrechen musste.

Zadoff hat sich für das Genre einer intellektuellen Biographie entschieden, wohl wissend, dass die Entwicklung eines deutschen Juden im zwanzigsten Jahrhundert nicht darstellbar ist ohne seine Lebensgeschichte. In den „Jugenderinnerungen“ erzählt Scholem selbst von der Familie, seiner Berliner Kindheit um neunzehnhundert, der scharfen Kritik an dem, was er als die Lebenslüge des assimilierten Judentums empfand, von der intensiven Begegnung mit jüdischer Kultur und zionistischen Ideen, von dem definitiven Entschluss, in Palästina den Neubeginn jüdischen Lebens aktiv mitzugestalten.

Scholems Buch endete mit der Übersiedlung nach Jerusalem, Zadoffs Biographie beginnt genau an dieser Stelle, und wenn man etwas bedauert, dann dass Zadoff nicht auch Scholems Jugendjahre die gleiche luzide Darstellung gewidmet hat. Alles Spätere: die bald einsetzenden Zweifel am Zionismus, die Reaktion auf die Katastrophe der Judenvernichtung, die Polemik gegen Hannah Arendts „Eichmann in Jerusalem“, die Kritik an der Staatsgründung Israels, die ambivalente Wiederannäherung an Deutschland, all das wird verständlich doch nur mit Blick auf die Hoffnungen und Pläne des jungen Mannes, was dieses neue jüdische Leben eigentlich werden sollte. Denn vieles von Scholems Kritik an der Entwicklung des Zionismus und Israels enthielt auch seinen Teil Selbstkritik an dem, was er nun als frühe Illusionen ansah.

Scholems Leben nach der Übersiedlung beschreibt Zadoff in drei großen Epochen: die Jahre 1923 bis 1938 mit den ersten Schritten eines waschechten Berliners im Orient, den Anfängen der Hebräischen Universität, den politischen Krisen besonders durch die blutigen Unruhen 1929 zwischen Juden und Arabern; dann das Jahrzehnt 1939 bis 1948 mit der furchtbaren Erkenntnis, was in Europa geschah, und der Hilflosigkeit vor dem Massenmord; zuletzt die lange Zeit ab 1949, der wachsende Ruhm in Israel und der

Welt, die neuen Beziehungen zu Europa, besonders durch die „Eranos“-Tagungen in Ascona, dann der Rückweg nach Deutschland und Berlin.

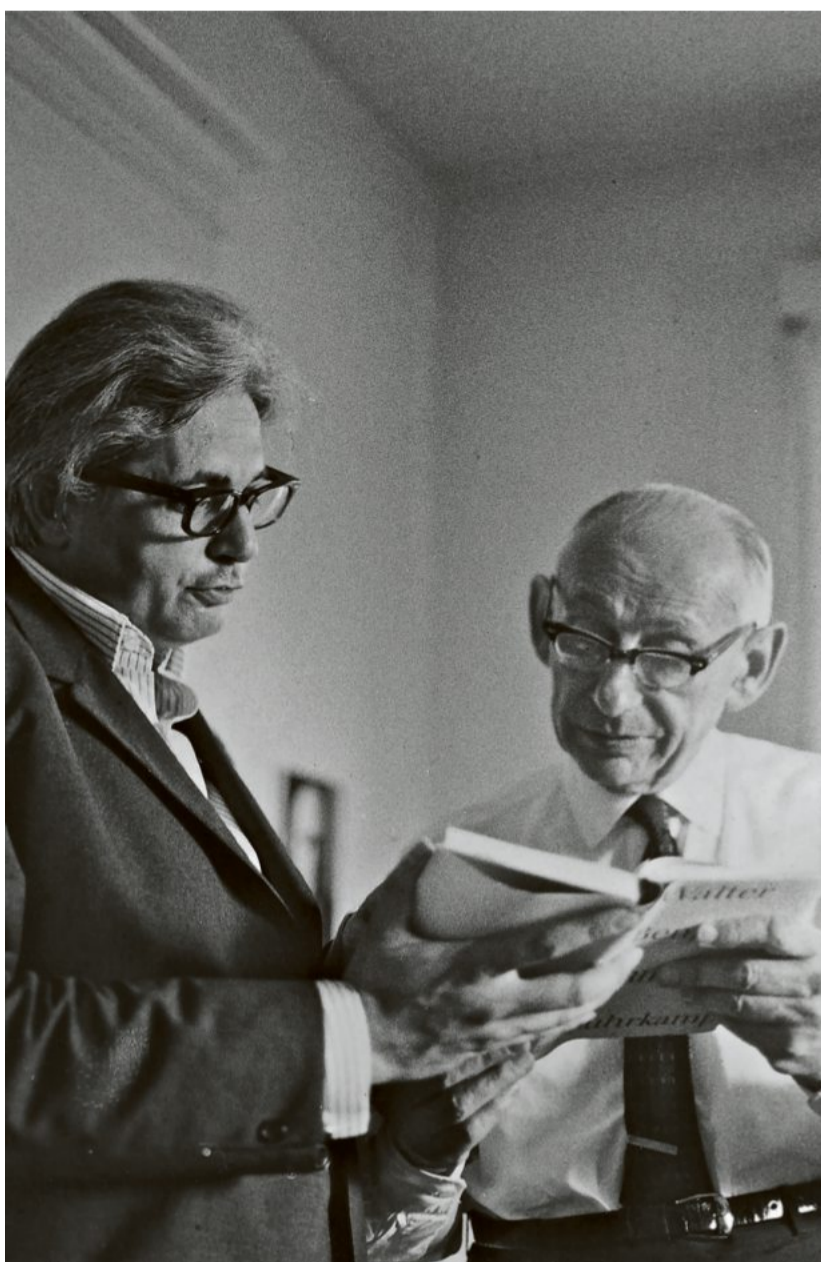
Zwangsläufig bekommt die mittlere Epoche in Zadoffs Darstellung ein besonderes, lebensentscheidendes Gewicht. Die Judenvernichtung erschüttert Scholem nicht nur durch die Toten, die in jeder Familie be-

klagt werden, sie erschüttert die Grundlagen seiner lebenslangen Überzeugungen. Was kann bleiben von der Erneuerung jüdischen Lebens im Angesicht der fast vollständigen Vernichtung? Als Scholem bei Kriegsende nach Deutschland entsandt wird, zur Sicherung von geraubtem jüdischen Kulturgut, und dabei in Frankfurt und Berlin die Zerstörung von all dem mit

eigenen Augen sieht, was doch auch sein eigenes Land gewesen ist, verfällt er in eine Depression, die ihn lange fast arbeitsunfähig macht. Am eigenen Leibe erleidet er die existentielle Gefährdung der ganzen europäischen Kultur, der er selbst zugehörte, vor allem aber des Judentums, dem er seine gesamte Existenz gewidmet hatte. Dar aus auch ist die Vehemenz zu erklären, mit der er sich dann in Auseinandersetzungen stürzte wie die mit Hannah Arendt: Sein Widerspruch gegen ihre These von der „Banalität des Bösen“ war keine Frage politischer Theorie, ihm ging es um das grundlegende Selbstverständnis jüdischer Existenz nach 1945. Ein Selbstverständnis, das ihn, umgekehrt, auch zum Widerspruch gegen Eichmanns Hinrichtung brachte.

Wohl die meisten seiner deutschen Leser sind auf Scholem zunächst über Walter Benjamin gestoßen, und da ist es erstaunlich, wie selten dieser vorkommt in Zadoffs Buch. Und doch, auch dies ist eine notwendige Korrektur des Blickwinkels: Sei's im Gespräch mit Adorno oder Szondi, sei's als Kritiker modischer Umdeutungen, Scholem war als Zeitzeuge zwar treuester Interpret seines Jugendfreundes, auf dessen Bedeutung er immer wieder hinwies, und dennoch, seit seiner Auswanderung und der Beschränkung auf Briefe und zwei Begegnungen in Paris nahm Benjamin nur einen begrenzten Platz ein in Scholems ganz anders ausgerichteten Leben – von dem Benjamin letztlich nur noch wenig wusste. Als beide sich im Abstand weniger Jahre von ihren Frauen Dora und Escha scheiden ließen – die einander gut kannten und sehr schätzten –, findet sich in den Briefen jeweils nur die spröde Mitteilung; auch im Persönlichen war die Entfernung kaum noch zu überbrücken.

All das lag weit zurück, als Scholem mit seiner zweiten Frau Fania 1981 nach Berlin kam. Von dieser letzten Reise des berühmten Professors gab vor Jahren Barbara Honigmann in ihrem „Roman von einem Kinde“ eine wunderbare poetische Skizze, endend mit dem Besuch am Familiengrab, kurz nach seinem Tod: „Da steht: Gerhard G. Scholem, geb. 1897 in Berlin, gest. 1982 in Jerusalem. Die meisten Menschen haben nur ein Grab. Gershom Scholem hat zwei. Eines in Jerusalem und eines in Berlin. Er hatte wohl auch zeit seines Lebens in beiden Städten gelebt.“ Nach Noam Zadoffs Biographie wird man sagen müssen, dieses ungewöhnliche Leben hat Scholem zu einer intellektuellen Schlüsselfigur des Jahrhunderts gemacht. WOLFGANG MATZ



Zwei Interpreten von Format prüfen den Text: Peter Szondi (links) und Gershom Scholem im Jahr 1971 bei der Lektüre Walter Benjamins. Foto Marlene Schnelle-Schneyder

Mattes Maskenlob

Wir leben „in der finsternen Postmoderne“, meint Robert Pfaller, Professor für Philosophie an der Kunstuniversität Linz. Denn den „Individuen sind ganz offensichtlich ihr Spiel und ihre Masken abhandengekommen“. Im nächsten Satz zitiert er Richard Sennett, und schon ist klar, wie es weitergeht. Die Postmoderne hat das Bewusstsein für die Notwendigkeit von Ritualen, Masken und anderen Distanzierungstechniken verloren, alles zielt auf eine als unmittelbar verstandene Wahrheit. Und das ist schlecht, weil es die Voraussetzung der Gesellschaftlichkeit unterminiert.

In seinem Buch möchte Pfaller die „Macht der Form“ rehabilitieren. Den Titel hat er Quintilians Lehrbuch der Rhetorik entnommen, wonach die Waffen des Redners nicht nur schlagkräftig, sondern blitzend sein sollen. Diese Qualität, Form oder Aesthetik, vermisst Pfaller im Zusammenleben wie in der Kunst der Gegenwart. Die Diagnose ist nicht neu, es käme darauf an, sie auf ergiebige Beispiele anzuwenden. Stattdessen belehrt uns der Autor allen Ernstes etwa darüber, dass es „kein Sehen ohne Standpunkt“ gibt. „Jedes Sehen kommt aus einer bestimmten Perspektive. Man kann nicht einfach nur objektiv sein.“ Nicht weniger bieder-männisch: „Auch etwas so Leichtlebliches und Ephemerisches wie die Mode bildet eine symbolische Ordnung.“ Dass fast alles aus dem Zeughaus der Firma Barthes, Lacan, Žižek & Co. bezogen wird, verstärkt den matten, ganz unblitzenden Eindruck. Und auch die wenigen empirischen Momente stammen aus zweiter Hand. Die aktuelle Kunst leidet unter einem platten „Konsensmoralismus“ und einem Mangel an dem, was Kunst am Kunstwerk ist? Gut möglich. Aber das sollte der Autor an autoritativen Beispielen auf eigene Rechnung aussprechen. Stattdessen delegiert er das Urteil an verschiedene ungünstige Rezensionen der documenta 14. Doch wozu braucht es Waffen, blitzend oder brüniert, wenn man sich nicht ins Gefecht begeben will? STEPHAN SPEICHER



Robert Pfaller: „Die blitzenden Waffen“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2020. 288 S., geb., 22,- €.